



Wiesbaden, 6. November 1905.
Nachdruck verboten.

Vorsicht beim Hauskauf!

Bei Veräußerung eines Hauses gilt bekanntlich der Grundsatz „Kauf bricht nicht Miete“. Der Erwerber des Hauses tritt deshalb auch ohne weiteres an Stelle des Vermieters in die aus dem Mietverhältnis sich ergebenden Rechte und Verpflichtungen ein, er hat daher auch vom Erwerbe ab den Anspruch auf die Mietzinsen. Diese in § 571 BGB ausgesprochene Regel erleidet aber eine sehr wichtige Ausnahme in dem Verfügungsakt des Vermieters nämlich und Rechtsgeschäfte zwischen dem Vermieter und dem Mieter über den Mietzins muß der Erwerber insoweit gegen sich gelten lassen, als sie sich auf Mietzinsen für das zurzeit des Kaufes laufende und das folgende Vierteljahr beziehen. Der Erwerber eines Hauses kann also nicht von vornherein darauf rechnen, daß ihm die Mietzinsen vom Kauf an zufließen. Hat der Vermieter die auf die beiden Vierteljahre treffenden Mietzinsen gebietet, oder sind sie — nachdem als „Verfügungen“ im Sinne des § 573 Abs. 1 nicht bloß rechtsgeschäftliche, sondern auch solche auf dem Wege der Zwangsvollstreckung nach dem Urteil des Reichsgerichts vom 28. Mai 1904 in Betracht kommen — gepfändet worden, so muß dies der Erwerber anerkennen. Auch durch sonstige rechtsgeschäftliche Abmachungen zwischen dem Verkäufer und dem Mieter über den Mietzins für die beiden ersten Vierteljahre kann der Erwerber sehr benachteiligt werden; er muß sich die Entrichtung des Mietzinses hierfür an den Verkäufer gefallen lassen und muß dulden, daß der Mieter gegenüber der fraglichen Mietzinsforderung mit einer gegen den Verkäufer zustehenden Gegenforderung aufrechnet. Der Käufer eines Hauses hat also alle Ursache, sich vorher genau über die Rechtsverhältnisse bezüglich der auf die fragliche Zeit treffenden Miete zu erkundigen, insbesondere ob die Miete nicht gepfändet ist, ob sie nicht bereits bezahlt wurde, ob die Forderungen hierauf nicht abgetreten sind, ob den Mietern keine Gegenansprüche gegen den Verkäufer zufließen.

• Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Der Wiesbaden-Viertrichter Ortsausschuß beabsichtigt, wie seit einigen Jahren in jedem Winter, so auch in diesem, eine Reihe von öffentlichen Vorträgen zu veranstalten. Der erste wird voraussichtlich am 2. Dezember stattfinden; Herr Dr. Loquer-Wiesbaden hat es übernommen, über „Alkoholismus und Sexualleben“ zu sprechen. Ein näherer Hinweis wird an dieser Stelle später noch erfolgen. Von der Erwägung ausgehend, daß die Geschlechtskrankheiten gerade unter den aus den höheren Schulen entlassenen Abiturienten, mit ihrem Eintritt ins praktische Leben — Bezug der Univerfität uho. — zahlreiche Opfer fordert, ist der Ortsausschuß mit den Direktoren der hiesigen höheren Lehranstalten in Verbindung getreten, um den Schülern vor dem Verlassen der Schule noch eine eindringliche Warnung und Belehrung auf den Lebensweg mitzugeben. Derartige Belehrungen haben bis jetzt schon mit gutem Erfolg stattgefunden, in Dortmund, Frankfurt a. M. und Mannheim. Die Herren Schuldirektoren stehen auch hier eingedenk der Wichtigkeit dieser

Bestrebungen und ihrer segensreichen Folgen, dem Plane freundlich gegenüber. — Da tägliche Erfahrungen beweisen, wie wenig noch große Schichten der Bevölkerung über die Geschlechtskrankheiten und ihre oft verheerlichen Folgen unterrichtet sind und nur durch fortgesetzte Aufklärung Erfolge in der Bekämpfung zu erwarten sind, so ist der Ortsausschuß gerne bereit, darum nachsuchenden Krankenkassen, kaufmännischen Vereinen, Arbeitervereinen u. dergl. Redner für entsprechende Vorträge zur Verfügung zu stellen. Eventl. Ansuchen nimmt der stellvertretende Vorsitzende, Dr. Fendt, Bahnhofstraße 20, entgegen. Von Personalveränderungen in dem Ortsausschuß sei noch erwähnt, daß hierin neu aufgenommen sind die Herren Justizrat Gattmann, Dr. Stricker und Dr. Friedländer. Herr Dr. Tauton hat, nachdem er vor nunmehr drei Jahren die Bewegung hier ins Leben gerufen und während dieser Zeit erfolgreich geleitet hat, sein Amt als Vorsitzender des Ortsausschusses niedergelegt, bleibt aber noch als Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses tätig. Das Amt eines stellvertretenden Vorsitzenden hat bis auf weiteres der Schriftführer Dr. Fendt übernommen.

• Kurhaus. Als Solist des dritten Gyllus-Konzertes am nächsten Freitag, den 10. November, ist der erste Tenorist der Dresdener Hofoper Herr Karl Burrian, königlicher Kammergesänger, gewonnen. — Am nächsten Donnerstag, als am Geburtsstage des Königs von England, veranstaltet die Kurverwaltung ein englisches Nationalkonzert. — Nächsten Mittwoch finden zwei Militärkonzerte im Kurhause statt.

• Residenztheater. „Der Privatdozent“, Wittenbauers Stück aus dem praktischen Leben, das mit so großem Beifall aufgenommen wurde, wird heute, Montag, und am Donnerstag wiederholt. — Wie bereits mitgeteilt, werden von jetzt ab Mittwochs nachmittags Jugendvorstellungen zu halben Preisen veranstaltet. Zur Aufführung gelangen ausschließlich für die Jugend geeignete Stücke wie: „Der kleine Lord“, „Der Pariser Taugenichts“, „Der verunschelte Bräutigam“ u. a. Durch Aufführung dieser Werke soll der heranwachsenden Jugend eine Weihnachtsgabe statt der sonst üblichen Weihnachtsmärchen geboten werden. Die erste dieser Vorstellungen „Der kleine Lord“ ist nächsten Mittwoch, den 8., nachmittags 4 Uhr. Der Vorverkauf dazu beginnt morgen, Montag. — Ein einmaliges Gastspiel der Strindberg-Tournee (Direktion Krempien u. Joffe) findet nächsten Freitag, den 10., statt. Zur Aufführung gelangt Strindbergs Drama „Totentanz“. Das interessante Werk des berühmten schwedischen Dichters wird von einem eigens für dieses Drama zusammengestellten Ensemble dargestellt, das damit die größten Städte Deutschlands bereist. Die Vorstellung wird außer Abonnement gegeben und beginnt der Vorverkauf am Dienstag, den 7. d. M.

• Gewerbeverein. Im Reigen der für diesen Winter vorgesehenen Vortragsabende erscheint an zweiter Stelle der Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. A. Höber-Frankfurt a. M. über seine Reisen im wilden Westen. Der Vortrag, der am Mittwoch, 8. November im Saale der Gewerbeschule stattfindet, dürfte hier besonders interessieren, da der Redner Wiesbadener ist (Sohn des Herrn Lehrer a. D. Höber hier). Wohlgeordnete photographische Aufnahmen, in Lichtbildern durchgeführt, werden den Besuchern jene fernen Gegenden in ihren wunderbaren Reizen veranschaulichen.

• Teefest des Anguste-Victoria-Stifts. Um die kassen Nachfragen zu begegnen, werden wir gebeten mitzuteilen, daß das morgen Dienstag, 7. November, im Victoria-Hotel stattfindende Teefest um 4 Uhr mit Militärkonzert beginnt. Das Programm der Solovorträge wird sich unmittelbar daran anschließen und dürfte einschließlich einer Erfrischungspause die Zeit bis ca. 1/2 8 Uhr in Anspruch nehmen. Abends wechseln bis 10 Uhr wieder Militärkonzert, Aufspielung der Tombola und andere Belustigungen ab, während am kalten Buffet für soliden Abend-

imbisf Sorge getragen ist. Es dürfte noch besonderes Interesse erregen, daß Frau Dr. Mez aus Baden-Baden, eine als Fräulein Odebrecht in der hiesigen Gesellschaft vielfach bekannte Dame, welche sich neuerdings für den Konserzengang ausgebildet hat, in liebenswürdiger Weise Vorträge zugesagt hat. Eine weitere fesselnde Bereicherung hat das Programm erfahren durch die glütige Mitwirkung des Kgl. Schauspielers Herrn Andriano, welcher eine Auswahl moderner humoristischer Dichtungen zum Vortrag bringen wird.

• Ueber den Stand der Weinlese im Rheingau berichtet die „Rheinl. Zeitung“: „Soll der Winter glücklich sein, so tritt Allerheiligen Sommer ein!“ Diese uralte Bauernregel bewahrheitet sich in diesem Jahre wieder zur Freude unserer Winzer. So stürmisch, feucht und frostig sich der Oktober machte, so schön begann der November. Allerheiligen glück einem milden Frühlingstage. Seitdem die Weinlese begonnen, hatte bis jetzt der Himmel ein Einsehen, die Witterung wendete sich zum Besseren und wenn auch einzelne Regen- und Schneeschauer niedergingen, so waren sie doch nicht derart, daß die Lese unterbrochen werden mußte. Das milde, mäßig feuchte Wetter kommt den Trauben sehr zu statten, die Reifung im Innern der Beeren geht zum Schluß noch sehr schnell vor sich, und so stehen jetzt die Trauben in diesem Stadium, wo die Lese am vorteilhaftesten erscheint. In diesem Stadium, wo die Lese am vorteilhaftesten erscheint, Traubenstiele, das ganze Gerippe ist durch den Frost so morisch und locker geworden, daß die Trauben bei der leichten Berührung zu Boden fallen und auseinander brodeln. Seit Beginn der Lese wurde denn auch mit allen Kräften gearbeitet, um möglichst viel einzubringen. Da die Trauben durchweg sauber und leicht zu pflücken sind und bis jetzt nur wenig am Boden liegt, geht die Arbeit flott von statten und wenn das Wetter günstig ist, wird in der kommenden Woche bis auf wenige Ausnahmen der Herbst beendet sein. Das Gesamtergebnis gestaltet sich reichlicher als geschätzt wurde. Die zwei letzten Monate mit der feuchtkühlen Witterung begünstigten noch das Wachstum der Beeren und so sind die Trauben auch sehr ergiebig geworden; es gibt viel Bräute und reichlich Most. Auch über die Güte des neuen Weines läßt sich jetzt ein annäherndes Urteil fällen. Das Mostgewicht, welches je nach Lage und Traubenorte zwischen 78 und 96 Grad Oechsle schwankt, ist zwar nicht ganz so hoch als im vorigen Jahre, entspricht aber immer der Güte eines guten Jahrganges und da die Säure entsprechend mäßig 10–12/000, so wird sich der Wein recht harmonisch gestalten. Der Handel scheint bis jetzt noch keine rechte Zuversicht zum Neuen zu haben. Das Herbstgeschäft ist nur wenig lebhaft. Der Traubenpreis war verhältnismäßig niedrig, für Oestreicher wurden 12–15 Pfg., für Riesling 18–25 Pfg. bezahlt. Mostverkäufe sind bisher gar nicht bekannt geworden. Der Weinverkauf hat eben durch die Gründung der Winzervereine eine andere Gestalt angenommen und ist das Hauptgeschäft, welches vormals im Herbst stattfand, in das Frühjahr verlegt worden.

• Einführung von Postkarten in Blöcken. Postkarten zu 2 und 5 Pfg. in Form von Blöcken werden jetzt bei allen Postämtern zum Verkauf bereit gehalten. Durch die Vereinfachung der Karten von je 10 Stück ist eine Neuerung geschaffen, die als sehr angenehm zu bezeichnen ist. Die handliche Form der zu einem Block zusammengefügten Postkarten gestattet ein bequemes Aufbewahren und die einzelnen Exemplare bleiben mehr vom Verschmutzen und Unbrauchbarwerden befreit. Der Preis der Karten bleibt unverändert; natürlich werden nur volle Blöcke abgegeben.

Tel. Conrad H. Schiffer, 6693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Sunlight Seife

Mit wenig Arbeitsaufwand bewältigen Wäscherinnen und die Waschanstalten beim Gebrauch von Sunlight Seife die schwierigsten Wäschestücke. Sie bedürfen dann keinerlei scharfer Chemikalien und teuflischer Erfindungen zur Erleichterung der Arbeit auf Kosten der Wäsche. Sunlight Seife reinigt allein durch ihre eigene Reinigungskraft — ohne daß derselben bei ihrer Herstellung nur der geringste scharfe Bestandteil beigemischt ist — und zwar durch ihren hohen Fettgehalt. Die Reinheit der zu ihrer Fabrikation verwendeten Fette und Öle wird garantiert. Die Wäsche wird geschont, die Hände und die Haut werden nicht angegriffen. Sunlight Seife erspart Geld und Zeit, Gesundheit und Kraft.

Anika's Brautstand

in vier Bänden
getreue Wiedergabe des Milieus der damaligen Zeit aus. Die einzelnen Personen sind meisterhaft gezeichnet und gibt dies besonders von der Heldin der Dichtung, Anika, ein Bild, das in der Kunst der Original-Künstler-Einband gebunden, im Buchhandel zum Preise von M. 2.— erhältlich. Den Konsumenten der Sunlight Seife wird er kostenlos und portofrei vom Verlag geliefert. Die Bezugsbedingungen ersieht man aus den jedem Sunlight Seife beigegebenen Erklärungen. Sunlight Seife ist in jedem Kolonialwaren-, Seifen-, Drogen- und anderen einschlägigen Geschäften käuflich.

Der Roman, ein Originalwerk aus der Feder der beliebten Schriftstellerin, spielt zur Zeit der letzten Erhebung in Rußisch-Polen in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts und zwar in den höchsten Kreisen der polnischen Aristokratie. Er zeichnet sich durch spannende Handlung, packende Schilderungen und gibt dies besonders von der Heldin der Dichtung, im Buchhandel zum Preise von M. 2.— erhältlich. Die Bezugsbedingungen ersieht man aus den jedem Sunlight Seife beigegebenen Erklärungen. Sunlight Seife ist in jedem Kolonialwaren-, Seifen-, Drogen- und anderen einschlägigen Geschäften käuflich.



Nr. 261:

Dienstag, den 7. November 1905.

20. Jahrgang

Flüchtiges Glück.

Roman von Clarissa Kohde.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Wir aber sprachen schon davon,“ entgegnete Fischer, „daß wir Sie den ersten Abend hier nicht so allein lassen wollten, und wenn es der alten Babette nicht zu un bequem ist, quartiere ich mich in Ihr Logierfrüchsen für die Nacht ein, um meine Gastfreunde in Stadt nicht so spät in ihrer Ruhe zu stören.“

„Topp, Lieber, topp!“ rief der Professor fröhlich. „Das nenne ich freundschaftlich! — Geht einem doch an solchem Tage manches durch den Kopf, das trübe stimmt. — Bei munterem Geplauder kommt man am besten darüber weg, und Sie wissen, ich bin kein Freund vom Kopfhängen.“

Sobald das Ehepaar Breittner in seinem Nachen davongedrückt war, lenkten die beiden Zurückbleibenden, nachdem der Professor dem alten Mädchen mit kurzen Worten den Nachgast angemeldet, ihren Weg nach dem Wirtshause hin, wo sie bis tief in die Nacht hinein unter den Linden vor der Tür saßen und einen Krug nach dem anderen leerten. — Der Professor in heiterster, wenn auch etwas mit Wehmut durchmischter Stimmung, Fischer sich anstrengend, den Lustigen zu spielen, obwohl ihm das Zeitungsblatt, das ihm der Konsul gegeben, wie ein Stein auf dem Herzen lastete. — Armer Vater! Was stand ihm noch bevor, wenn des Konsuls Annahmen und Befürchtungen sich bewahrheiten sollten! —

Fischer war froh, als es endlich nach Hause ging. Mit einem Händedruck sagten sich beide gute Nacht! — Fischer aber machte lange kein Auge zu, die ganze Nacht wälzte er die Gedanken im Kopfe herum, wie er am besten seine Aufgabe lösen könne. — Erst gegen Morgen, als er zu dem Entschlusse gekommen war, das Zeitungsblatt ohne irgend welche vorbereitenden Worte, die ja gewöhnlich die Sache nur noch schlimmer zu machen pflegen, auf den Frühstückstisch zu legen und es dem Zufall zu überlassen, wann es der Professor aufnehmen und lesen würde, fand er den Schlaf.

Es war ziemlich spät, als er erwachte. Gleich als er aus seinem Zimmer trat, benachrichtigte ihn Babette, daß der Herr Professor ihn unter der Linde im Garten zum Frühstück erwarte. Fischer warf einen scheuen Blick in das zu ebener Erde gelegene kleine Zimmer. Dort hatte er am Abend zuvor die Zeitung auf den Tisch gelegt. Sie war fort. Der Professor hatte sie also gefunden und gelesen, er wußte nun alles! — Und wirklich, da sah der sonst stets heitere und zuvorkommende Gastgeber, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, mit trübem Blick vor sich hinstarrend. Er winkte dem Herankommenden nur leicht zu.

„Ich danke Ihnen, Fischer — Sie haben mir doch das Blatt hierher gelegt? — daß Sie mich gestern noch schonten.“

„Bester Professor!“

Fischer sagte warm die ihm entgegengestreckte Hand. „Es ist vielleicht nicht so schlimm, wie es den Anschein hat.“

„Still, still,“ unterbrach ihn der Professor, „nur keine Trost-
worte, Lieber. Was und wie es auch sei, es muß getragen werden. Mein armes, armes Kind, meine Kathi. Nun kann der Scherz, den ich gestern machte, zur Wahrheit werden; ich wünschte mir meinen Sonnenschein zurück, doch nicht so — nicht

so —. Vorkünftig ist der Entschluß reif in mir geworden, sie für einige Zeit wenigstens hierher zu holen. Sie muß den schwülen Verhältnissen dort entzogen werden, muß sich wieder auf sich selbst besinnen lernen. Ach, hätte ich sie nie fort in die Fremde gelassen, in jene Welt, die sie nicht kannte und die nun wohl gar Verleumdungen auf sie häuft — und doch könnte ich es mit tausend Eiden beschwören, daß sie unschuldig an allem ist, was dort geschehen. Aber gerade deshalb, gerade deshalb wird man sich freuen, sie mit herabziehen zu können in den Schmutz, den das Großstadtleben aufwirbelt. — Wäre sie nur erst bei mir, unter meinem Schutze.“

Sein Kopf sank in die Hand. — Fischer wagte kein Wort mehr zu sprechen. Schweigend nahm er das Frühstück ein und schied dann mit einem Händedruck von dem Geheugten: „Sagen Sie Breittners — hören Sie Kollege — sagen Sie ihnen, daß ich für die Unschuld meines Kindes einstehe.“

„Sie glauben auch ohne dies an kein Unrecht, das von ihrer holden Tochter begangen sein könnte,“ tröstete Fischer. „Zeitungsgefläsch, nichts weiter als Zeitungsgefläsch.“

„Das aber dem Nächsten Ehre und Frieden rauben kann. Eine zart besaitete Natur, wie die meiner Kathi, wird sich nie davon erholen.“

„Vielleicht hat sie gar nichts davon erfahren.“

„Nein, nein,“ schüttelte der Professor den Kopf. „Geben Sie sich keine Mühe, meine Sorge zu beschwichtigen. Ich erwarte das Schlimmste und mache mich darauf gefaßt.“

So dunkel leuchtete es dabei in dem Auge des Professors auf, so hoffnungslos, daß es Fischer ins Herz schnitt. —

Drinne im Wohnzimmer war die alte Babette eifrig damit beschäftigt, den Reisefloffer für den Professor zu packen. — Sie hatte natürlich das Zeitungsblatt, das Fischer auf den Tisch gelegt, schon vor ihrem Herrn gelesen, ohne doch eine Silbe davon zu verstehen. Aber der Kummer des Professors ging ihr zu Herzen, und sie ahnte, daß es sich um ihren Liebling, um Kathi handle. — Deshalb rollten jetzt der treuen Seele bei ihrer Arbeit unaufhörlich die Tränen aus den Augen: Was sie ihr nur angetan haben mögen, die bösen Menschen in der großen Stadt! — Erwürgen könnte sie alle mit eigenen Händen, und vor allem ihn, den Märchenprinzen, von dem sie für ihr liebes Kind alles Glück erhofft, und der über sie nur Leid gebracht hatte! — Ach, wäre er nie auf die stille Insel gekommen, — es wäre für sie alle besser gewesen!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Haus des Kommerzienrats Markwald ist in tiefe Trauer versenkt. Wohin das Auge blickt, schwermutsvolles Dunkel. Der Herr des Hauses geht mit finstern gesalteten Brauen einher, — wie voll innerer Schen streift sein Blick die in tiefe Trauer gekleidete Gestalt seiner Frau, auf deren sonst stillem, gleichmütig freundlichem Gesicht sich tiefe Linien des Schmerzes zeigen. Auch die sonst frohe Kinderschar brüht sich verschüchtert in die Ecken. Keiner wagte ein lautes Wort. Das Furchtbare, Unfassbare ist geschehen: das junge, frische, freudestrahende Leben

Ericks von Breidenstein ist ausgelöscht, wie wenn ein scharfer Aufgang unerwartet über eine hell brennende Kerze fährt. Die Hoffnung, der Stolz seiner Mutter wird mit ihm in die Erde gebettet. Ueber der Generalin ruhiges, stilles Leben, das gleich einem sonnigen Abend in klarem Glanze dahin zu fliehen schien, hat sich die dunkle Wolke bittersten Kammers gebreitet. Ein Kind zu verlieren, den einzigen geliebten Sohn, — wer vermehrt die Tiefe dieses Weh's! — Vater dolorosa, — das vom Schwert durchbohrte Mutterherz, was gibt's als dieses Symbol größten menschlichen Schmerzes! Aber gerade im Unglück und Leid offenbart sich die Kraft einer edlen Seele. Die Generalin unterlag nicht dem über sie gekommenen Schicksalsschlag. Sie grölzte weder mit Gott, noch ließ sie sich zu ungerechter Verbannung hinreißen, wie Leonie in ihrem ersten Schmerz um den Tod des geliebten Bruders.

„Ich kann Katharina nicht sehen — jetzt wenigstens nicht,“ beteuerte sie der Mutter; „denn sie ist doch die Ursache des Leides, das über uns gekommen. Es war leichtsinnig von ihr, mit Erich allein auszureiten, und so einen falschen Schein auf sich zu laden, umsomehr, da sie wissen mußte, was die Welt über sie und ihn redete, welche Gefühle er für sie im Herzen trug.“

„Nichte nicht, Leonie,“ mahnte die Generalin mild. „Glaube mir, sie, die Lebende, ist vielleicht beklagenswerter noch als mein armer, lieber Junge, der seine allzu warme Bewunderung für die beklagenswerte junge Frau mit dem Tode hat büßen müssen. Daß aber Katharinas Seele rein von jeder unlauteren Leidenschaft, das habe ich deutlich erkannt, als sie damals mit bekrümmtem Herzen zu mir flüchtete, Rat von mir begehrte. Hat sie Erich geliebt, so war es unbewußt, die Schuld an allem Unheil trägt Justus. Die böse Welt natürlich, die in der verleumderten Junge der Atting ihre Vertretung findet, oricht den Stab über das junge Weib, bespricht es mit ihrem Gifte, ihm Ehre und guten Ruf raubend. Du, Leonie, solltest nicht darin einstimmen.“

„So sprichst Du, Mama, Du, der um ihre Willen, mag sie nun schuldig sein oder nicht, der Sohn geraubt ist? So kannst Du sprechen?“

„So kann ich sprechen, und muß ich sprechen, Leonie! Soll uns der Schmerz das Recht geben, ungerecht zu sein? Und ist es nicht die Ehre des Geopferten, die ich mit der Ehre Katharinas verteidige?“

Erstüßert brangte Leonie sich über die Hand der geliebten Mutter und küßte sie bewegt.

„O, lehre mich Dir gleich werden, Mama. Hab' ich Dich immer schon geliebt und verehrt, jetzt erst in dieser Zeit des Unglücks und des Schmerzes lerne ich Deinen ganzen Wert begreifen und schätzen.“

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer stieg aus der Brust der Generalin empor.

„Das Schicksal war meine Lehrmeisterin. Was Du bewunderst, mein Kind, das ist die Errungenschaft vieler, banger, in Tränen durchwachter Nächte. Gott bewahre Dich davor, ähnliches durchleben zu müssen.“

Am selben Tage noch ging Leonie zu Katharina hinüber. Die treue Berta empfing sie mit bestürmtem Blick.

„Gott sei Dank, Frau Kommerzienrätin, daß Sie kommen. Ich weiß gar nicht mehr, was ich mit meiner armen gnädigen Frau anfangen soll. Sie schließt sich in ihr Zimmer ein, will niemand sehen, und wenn ich mich an die Türe schleiche, um zu hören, höre ich sie schluchzen — schluchzen, daß sich mir das Herz im Leibe dabei umdreht.“

„Und Herr Markwald?“ fragte Leonie bebend. Sie hatte sich bisher noch nicht entschließen können, Justus wiederzusehen, und auch jetzt betrat sie nur sein Haus, weil sie von ihrem Manne erfahren hatte, daß er sich zu dieser Stunde im Kontor zu einer Unterredung mit dem Bruder angemeldet habe.

„Herr Markwald? O, der hat noch nicht einmal nach jenem schrecklichen Unglückstage das Zimmer der gnädigen Frau betreten.“

„Wie, er hat sie seit jenem Tage nicht wiedergesehen?“

„Nicht seit jenem Morgen, als er mit dem Arm in der Wunde — ich glaube, die Wunde ist beinahe schon geheilt — zurückkehrte, und die gnädige Frau, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, zu ihm eilte, um nach dem Herrn Leutnant zu fragen. Als sie da hörte, wie es stand, und daß der Herr Leutnant zum Tode verwundet sei, und dabei aufschrie in ihrem Zimmer um den lieben, jungen Herrn, da kehrte Herr Markwald ihr achselzuckend den Rücken. „Du hättest wohl lieber gesehen, ich wäre der Angel meines Gegners erlegen, als er der meinen,“ zischte er zwischen den Zähnen. Und seitdem tut er gerade, als ob die gnädige Frau gar nicht mehr vorhanden wäre.“

„Schon gut, Berta, melden sie mich der gnädigen Frau.“

Das Mädchen eilte fort. Mit sehr betretenem Gesicht kehrte sie schon nach einigen Minuten wieder:

„Die gnädige Frau bedauert sehr, aber sie wäre außerstande, die Kommerzienrätin zu empfangen.“

„Ah so!“

Leonie machte ein etwas verletztes Gesicht.

„Nehmen Sie's meiner gnädigen Frau nicht übel,“ bat Berta jetzt. „Ach, sie kann sich noch nicht überwinden, die Schwester des guten lieben Herrn Leutnants wiederzusehen, der für sie in den Tod gegangen. Wenn Sie sie sehen könnten in ihrem Leid, ihren Selbstvorwürfen, die sie sich macht, Sie würden Mitleid mir ihr haben.“

„Ich begreife — ja — und kam her, weil meine Mutter es wünschte. Sagen Sie das der gnädigen Frau, Berta.“

Mit kurzem Gruße verließ sie das Haus. Im Grunde war es ihr nicht unlieb, daß Katharina sie nicht angenommen hatte. Jetzt erst fühlte sie, wie schwer es ihr geworden wäre, sie jetzt schon wiederzusehen. Sie hatte der teuren Mutter den Willen getan, mehr wollte sie ja nicht.

Nach Hause zurückgekehrt, fand sie ihren Mann schon mit nervöser Ungebuld ihrer harrend.

„Du warst bei Katharina?“

„Mama wünschte es so sehr, sie meinte, es sei unrecht, sich jetzt in dieser schweren Zeit nicht um sie zu kümmern. So versuchte ich es, sie zu sehen, wurde aber nicht angenommen.“

„Nicht angenommen? Ist sie zu krank dazu?“

„Das wohl nicht, aber sie ließ mir herausragen, sie fühle sich noch außerstande, die Schwester des um ihre Willen Geopferten zu sehen.“

„Fatal, fatal! Und doch mußte sie vorbereitet werden. Ob ihr Vater aus München nicht kommt?“

„Ich glaube, sie hat in ihrer Aufregung vergessen, ihn zu benachrichtigen von dem, was geschehen, oder schwieg vielleicht absichtlich, um die Hochzeitsstimmung der Ihrigen nicht zu verderben. Doch worauf soll sie vorbereitet werden?“

„Daß Justus fest entschlossen ist, die Scheidungsklage einzureichen,“ entgegnete der Kommerzienrat mit gerunzelter Stirn.

„Wie? er, Justus will das tun? Ich dachte, Katharina hätte mehr Grund dazu.“

„Du kennst ihn — Katharina soll durchaus öffentlich ins Unrecht gesetzt werden, denn nur so glaubt er sich vor der Welt, die das Duell verurteilt, weil sie es frivol nennt, rehabilitieren zu können.“

„Unerhört!“ rief Leonie, und legte ihre Hand fest auf den Arm des Vaters. „Das darfst Du nicht dulden, Philipp, schon um Mamas Willen nicht, die mir neulich erst erklärte, Katharinas Ehre sei auch die Ericks.“

„Ich habe gegen Justus bereits ausgesprochen, daß ich mich ganz auf die Seite seiner Frau stellen werde. Er war außer sich. „Daß Du gegen mich Partei ergreifen würdest, davon war ich im voraus überzeugt,“ rief er. „Ich muß es ertragen, und Katharina wird auch ertragen müssen, was nur die natürliche Konsequenz des Geschehenen ist. Wäre ich gefallen, so hätte sich freilich für sie alles anders gestaltet, dann wäre sie in die Arme des glücklich Ueberlebenden gesunken, und Ihr hättet nach Ablauf des obligaten Trauerjahres eine fröhliche Hochzeit feiern können. Diese Hoffnung habe ich Euch zerstört.“

„Wie abscheulich!“ stieß Leonie unwillig hervor. „Noch was ist zu tun, wie können wir Katharina schützen?“

„Ich meine,“ sagte der Kommerzienrat, sich in einen Stuhl werfend und den Kopf in die Hand stützend, „Katharina mußte dazu bewogen werden, einen versöhnlichen Schritt bei ihrem Manne zu tun, — Justus hat sie so sehr geliebt — wenn sie sich dazu entschließen könnte.“

„Ja, wenn!“ — rief Leonie kopfschüttelnd. „Ich fürchte jedoch, sie wird es nicht tun, es nicht über sich vermögen. — Zwischen ihr und Justus wird sich immer der Schatten Ericks, des unschuldig Dahingepferten, erheben.“

„Dann wäre nach Deiner Meinung eine Versöhnung ausgeschlossen?“

Leonie zuckte die Achseln.

„Ich glaube allerdings, es bleibt uns nur eins: dahin zu wirken, daß wenigstens jeder öffentliche Skandal vermieden, die Sache so still als möglich abgemacht wird.“

„Das sollte sie, — dafür glaube ich, trotz aller Widerrede, von Justus einstecken zu können. — Unser alter, hochgeachteter Name, den ich zu schützen habe als ältester Repräsentant des Hauses, gibt mir ein Recht dazu, von meinem Bruder zu verlangen, daß er alles daran setzt, ihn vor einem Mafel zu bewahren. Ich wünschte nur, der Vater Katharinas wäre erst hier, damit man mit ihm alles besprechen könnte. — Justus übrigens reist heute noch mit seinem Freunde nach Thüringen, um dort das gegen ihn eingeleitete Verfahren abzuwarten, wie er mir sagte, in Wahrheit aber wohl nur, um dem Professor aus dem Weg zu gehen.“

(Schluß folgt.)

Der rothe Adler im weißen Felde.

Bei festlichen Gelegenheiten weht auf dem Berliner Schlosse nach der Seite des Schloßplatzes die alte Flagge Kurbrandenburgs, die rote Adler im weißen Felde. Es war im Jahre 1675, dem Jahre des Sieges von Fehrbellin, als der rote Adler zum ersten Male auf den Meeren erschien. Die damals die Meere beherrschenden Holländer wollten die neue Flagge nicht gelten lassen, ebenso wie 1848 die Engländer die deutsche Flagge für eine Seeräuberflagge erklärten. Allerdings unternahm der Holländer Benjamin Raulé, der 1675 in brandenburgische Dienste trat, nicht gerade lauter rühmliche und reinliche Sachen. Das lag indessen im Sinne und in der Richtung der Zeit. Raulé trieb Kaperei, gelegentlich auch Sklavenhandel und Seeräub. Was davon auf eigne, was auf kurfürstliche Rechnung kam, ist nie recht klar geworden. Aber er gründete auch Kolonien in Westafrika, deren wir uns, wenn sie uns erhalten geblieben wären, jetzt freuen könnten.

Raulé hatte zehn holländische Ostindien-Fahrer gewonnen, die damals alle armiert waren. Der Große Kurfürst stellte ihm Kaperebriefe für dieselben aus, Raulé hißte den roten Adler im weißen Felde und machte Jagd auf schwedische Kauffahrer-Schiffe. Bald hatte er eine Anzahl derselben, die mit Salz beladen waren, gekapert. Man schätzte ihren Wert auf anderthalb Millionen Gulden. Einige von den neunzehn aufgebrachtten Schiffen hatten aber Salz für holländische Rechnung an Bord. Da nun Raulé Schiffe und Ratmann der holländischen Stadt Middelfahrt war, so klagte man ihn in seiner Heimat wegen Seeräuberei an. In Berlin stellte man ihm nachträglich ein Dokument aus, daß er die zehn Fregatten für den Kurfürsten engagiert habe. Die Holländer ließen daraufhin die Anklage wegen Seeräubers fallen, erhoben aber die viel schwerere wegen Landesverrats. Raulé wurde in Holland verurteilt und sein gesamtes Hab und Gut konfisziert.

Der Große Kurfürst nahm ihn nun vollständig als „Direktor einiger Fregatten“ in seine Dienste. Er blockierte in dieser Eigenschaft Stralsund und Greifswald, und sein Bruder Jakob nahm eine schwedische Fregatte und eine Galliotte mit zusammen 24 Geschützen, welche den Anfang der kurbrandenburgischen Seemacht bildeten. Ende 1676 zeigten bereits den roten Adler im weißen Felde folgende Schiffe: Fregatte Berlin 15 Geschütze, Fregatte König von Spanien 18 Geschütze, Fregatte Kurprinz 24 Geschütze, Galliotte Potsdam vier Geschütze, Galliotte Cleve vier Geschütze, Nacht Brate drei Geschütze, zwei Schaluppen und zwei Galeeren. Nebenher hatte Raulé fünf Schiffe mit 26 Geschützen auf eigene Rechnung auf der See. Im Jahre 1678 bewerkstelligte er unter dem Schutze dieser Flotte mit 300 Frachtschiffen die Landung des Großen Kurfürsten auf Rügen.

Sein Ansehen stieg mächtig und der Kurfürst schenkte ihm das alte kurfürstliche Ballspielhaus an der Jungfernbrücke zum Bau eines Palastes. Das Haus steht noch heute unverändert da, und der Name Raulés Hof verewigt den Namen des ersten kurbrandenburgischen Marine-Direktors. Mit seinem Einfluß und seinem Reichtum wuchs aber auch der Neid der Brandenburger gegen den Fremden. Als er 1681 ein großes spanisches Schiff aufgebracht hatte, das mit Spitzen und feiner Leinwand beladen war, beschuldigte man ihn, einen großen Teil des Erlöses für sich behalten zu haben. Aber der Kurfürst hielt fest an ihm. Die gesamten Kriegs- und Handels-Unternehmungen wurden in Raulés Hand vereinigt, er hatte sogar die volle Gerichtsbarkeit über das Flottenpersonal. Der Mittelpunkt seiner Unternehmungen war der Hafen von Emden.

Kurfürst Friedrich III., der 1688 zur Regierung kam, hatte indessen an der Flotte kein Interesse. Um sich Raulés zu entledigen, setzte man ihn in damals beliebter Weise in Spandau gefangen fest. Aber es ging ohne ihn nicht. Um die Emdener Handels-gesellschaft in Ordnung zu bringen, mußte man ihn 1702 wieder frei lassen und seinen Rat einziehen. Aber da die Wiederherstellung 200 000 Taler kosten sollte, so ließ der neue König die gesamte Flottenunternehmung fallen und verkaufte die Kolonien in Westafrika für 100 000 Dukaten an die Holländer. Seitdem hat man den roten Adler im weißen Felde auf den Meeren nicht wieder gesehen. Erst Kaiser Wilhelm II. brachte ihn wieder zu sehen.



Farbenspielerei bei Tieren. Abnorme Färbungen kommen bei vielen Wildarten vor. Abgesehen davon, daß einige Arten, wie z. B. Waldkauz, Mäuser und Wespenbussard, Kampfhahn (*Machetes pugnax*), überhaupt keine konstante Farbe besitzen und die verschiedensten Schattierungen und Abtönungen vom dunkelsten Schwarz bis zum hellsten Grau oder Weiß nebeneinander vorkommen, hat man auch weiße Fasanen, Feldhühner, Drosseln, Sperlinge, Bachstelzen, Schwalben schon oft beobachtet. In den meisten Fällen vererben sich diese Färbungen nicht, sondern die

Jungen tragen das normale Federkleid. Ueber weißes Rehwild, welches hier und da vereinzelt auftritt, und auch manchmal seine Färbung ganz oder zum Teil vererbt, ist schon oft berichtet worden. Vor einigen Jahren traten in der Nähe von Münster (Westfalen) einige schwarze Stücke auf, die von jedermann mit Interesse betrachtet wurden. Die betreffenden Stücke waren vollständig schwarz ohne Spiegel. Einen schwarzen Bock zu erlegen, war die Sehnsucht eines jeden Jägers. Heute liegen die Verhältnisse anders. Die schwarze Farbe hat sich außerordentlich gut vererbt, und in den meisten Revieren der Umgegend kommen schwarze Rehe vor. Auch die verschiedensten Schattierungen von der natürlichen Farbe bis zum tiefsten Schwarz treten hin und wieder auf. Bemerkenswert ist es, daß die schwarzen Rehe nicht das gefleckte Jugendkleid der normal gefärbten Rehe tragen, sondern von der Geburt an kohlschwarz sind. Das natürlich gefärbte Reh wird, wenn es sich drückt, von Waldbummeln, von Pilz- und Beerenfuchern in den meisten Fällen übersehen, das schwarze dagegen bleibt selten unentdeckt, da es sich von der natürlichen Umgebung äußerst scharf abhebt. Fasanen mit abweichender Färbung kommen fast überall vor. Die Färbung ist fast immer eine lehmgelbe, habellgelbe oder sogar hell silbergraue und tritt fast durchgehends nur bei Hähnen auf. In jedem Falle aber haben die abnorm gefärbten Hähne den prächtig grünschillernden Kopf der naturfarbenen. Ob diese Färbung zusammenhängt mit abweichender Nahrung, wie es wohl vielfach angenommen wird? Bei stundenweit feldernden Haustauben hatte ein Züchter vor einigen Jahren den Fall, daß alle Jungen verschiedener Paare, die nicht miteinander blutsverwandt waren und blasse resp. blauschwarz gesprenkelte Farbe hatten, habellgelb mit schokoladenfarbigen Tupfen waren. Die Kröpfe der geschlachteten Tauben waren bis zum Platzen angefüllt mit braunen Häuferschneden, die vielleicht auf die abweichende Färbung eingewirkt haben (?). Schwarze oder schwarzgraue Kaninchen werden oft erlegt. Die abweichend gefärbten Kaninchen kommen aber stets nur vereinzelt vor, scheinen sich also nicht konstant zu vererben wie das schwarze Rehwild.



Die Erlebnisse eines Koffers schildert der Wiener Schriftsteller Paul v. Schönthan an seinen eigenen vielgewanderten englischen Reisekoffer gewendet und läßt sich dessen Erlebnisse wie folgt erzählen: „Ach ja, Sie ahnen nicht, wie die Riesen der Gepäcksepedition mit uns umgehen! Unvergesslich wird mir die Italienreise vor drei Jahren bleiben: Genua, da habe ich mir einen Knar geholt, oben auf dem Dache des Omnibus. Eine halbe Stunde lang horte mich ein riesiger Landsmann in die Rippen. Sie wissen, bei uns zu Lande gilt der Grundsatz: „My trunk is my castle.“ Dann im Hotel schleppten sie mich die Hintertreppe hinunter, „Eist im Hause“, auf eine handgroße Abschrägung klebten sie mir ein Aklampplaster mit der Firma. Und dann die diesjährige Sommerreise! Schon auf dem Bahnhof warfen sie mich auf die Wage, daß mir alle Rippen krachten, in Pörschach, wo der Schnellzug nur sehr kurze Zeit hält, „feuerten“ sie mich ohne Umstände nur so aufs Gleise hinaus, zum Glück kam ich auf den Bettsack einer Sommerpartei zu liegen. Kurze Erholung am Wörther See, aber dann! Bei der Zollrevision vor dem Eintritte nach Bayern ließ mich der gigantische Träger in einer Umwandlung von Zerschrumpfungsparoxysmus auf den Zöllnisch niederfallen, bei dieser Gelegenheit habe ich mir eine innere Verletzung zugezogen. Sie wissen ja, Ihre Kognakflasche hat sich dabei in die Sommerwesten geworfen, und die Scherben des Rastertspiegels waren in die Weichteile gedrungen. Sie erinnern sich wohl noch, mich dann auf einem Rollwagen gesehen zu haben, der bis über Manneshöhe mit Genossen, teilweise Verwundeten wie ich, beladen war. Ganz oben ein Cello im hölzernen Reiseanlege. Ich fürchtete, zermalmt zu werden, ich, der Däumling unter den Riesen! Dann raste man mit der schwankenden Kofferlawine auf den Perron. Ich flog in einem Bogen in den Dunkelraum des Packwagens, ein halbes Duzend Waterproofs folgte — einige hatten Reiseüberzüge an —, ein Kinderwagen, mehrere Fahrräder; ich wurde in die Enge gedrängt und fürchtete, zerquetscht zu werden. Dabei bemerkte ich, daß sie mir mehrere von den blanken Knöpfen meines Metallgürtels abgerissen hatten. In München lernte ich die bayerische Gemütslichkeit sofort kennen. Dort verraten die beim Gepäcksaufladen beschäftigten Herrschaften eine verhängnisvolle Routine. Ich flog wieder aus dem Wagen heraus, so daß ich mich ein paarmal um die Höhenadse drehen mußte und im besinnungslosen Zustand zur Droschke geschleppt wurde. Oben auf dem Boock setzte sich der Münchener Gfater auf mich und spornte mich mit seinem Stiefelabsatz in die Hüften. — Sehen Sie mich an. Noch stehe ich in der Blüte meiner Jahre, und wie hat man mich zugerichtet. Geschunden, voll Beulen und Flecken, Abschrägungen und Kontusionen, Riß- und Schlagwunden, auf die sie mir zum Teile Dignetten in allen Farben geklebt haben, Hotelempfehlungen, die ich durch die Welt tragen soll, — ich bin reisemüde, gönne Sie mir den Ruhesand, denn bei mir trifft das Dichterwort nicht zu: „Wem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt.“

Seefrank auf der Bühne! Das ist entschieden ein Triumph des Naturalismus im Theater, der nicht gut überboten werden kann. Bei zwei der größten Theatererfolge in London spielt ein Schiff in der Handlung eine große Rolle. Es handelt sich um die Aufführung von Shakespeares Sturm in His Majestys Theatre und von Beauty and the Barge im New Theatre. Wieviel Arbeit darauf verwendet worden ist, die Vorführung dieser Schiffe im höchsten Maße realistisch zu gestalten, kann man sich kaum vorstellen. Das Schiff in His Majestys ist 44 Fuß lang und aus etwa vierzig einzelnen Requisite zusammengeleitet. Zwölf Leute müssen das Schiff zu jeder Vorstellung zusammenstellen; sie gebrauchen jedesmal fast zwei Stunden dazu. Wenn der Vorhang fällt, wird es von fünfzig Bühnenarbeitern in vier Minuten auseinandergenommen. Bei der ersten Probe des Stückes wurde das kleine Mädchen, das in der ersten Szene den Ariel spielt, durch die so naturgetreu ausgeführten Schwanungen des Schiffes seefrank, und erst allmählich hat sie sich daran gewöhnt, und jetzt macht ihr die Darstellung sehr viel Spaß. Das bescheidenere Fahrzeug im New Theatre ist mit drei Leuten bemannt. Es mißt etwa 32 Fuß und ist schön bemalt und betafelt. Die Segel, Taue, Rosten, Eulen, Anker, Ruder, alles ist echt — bis auf die Gummiräder, auf denen das Schiff „segelt“. Es erfordert viel Arbeit und große Geschicklichkeit, das Schiff in die richtige Stellung zu bringen und auf die Bühne herauszufahren.

Eine 3000 Jahre alte Viberkolonie ist Sommer 1904, so teilt ein „alter Schwede“ der Deutschen Jäger-Zeitung nach dortigen wissenschaftlichen Berichten des Königlich zoologischen Museums in Upsala mit, in dem sogenannten Göttemoor bei Aspho aus Tageslicht gefördert worden. Die Entdeckung geschah gelegentlich einer größeren Ausschachtungsarbeit, bei welcher das Erdreich in einer mehrere Hektar umfassenden Ausdehnung abgetragen wurde. Man stieß hierbei in einer Tiefe von annähernd zwei Meter auf ein größeres Balkengelage, dessen eigentümliche Anordnung bei einem jagd kundigen Betriebsleiter sofort die Vermutung aufkommen ließ, daß man es mit Ueberresten einer uralten Viberkolonie zu tun hatte. Mit gehöriger Vorsicht wurden demnach die näheren Umgebungen abgedeckt, worauf nach und nach sämtliche Teile der Kolonie ans Licht gelangten. Der Hauptbau (Kessel) hatte im Innern einen Durchmesser von etwa drei Meter und besteht aus mehreren kunstvoll zusammengefügtten Schichten größerer und kleinerer Stämme, deren Zwischenräume durch Reisig und Buschwerk verdeckt waren. Die meisten Stämme waren bis ins Mark verkohlt, doch waren, dank der konservierenden Eigenschaften der umgebenden Torfschichten, sämtliche Bestandteile mit wunderbarer Treue erhalten. Überall liegen sich die charakteristischen Schnitt- und Schäflflächen, wie sie von den Viberzähnen in emsiger Arbeit hergerichtet waren, erkennen, ebenso die einzelnen Holzsorten, die bei dem Bau Verwendung gefunden hatten. Das Innere des Hauptkessels war mit einer kunstvoll verarbeiteten Mischung von Lehm, Torf und Sand überkleidet, während die Bodenfläche aus reinem Schluffe bestand, zu haben scheint. Von den von wissenschaftlicher Seite veranstalteten geologischen Schichtenproben stellte sich heraus, daß die Kolonie unter einer Lage von Sphagnumtorf in einer tonhaltigen Erdschicht, die sich äußerst reich an vegetabilischen Ueberresten (zumeist den Spezies Nuphar, Nymphaea und Stellaria angehörig) erwies, eingebettet war. Das sogenannte Göttemoor, in dessen Mitte die Kolonie entdeckt wurde, wird zurzeit von einem flüßchen durchschnitten, welches zu der Zeit, als die Ueberbauten bewohnt waren, eine binnenseeförmige Erweiterung aufzuweisen hatte. Die Kolonie selbst war unmittelbar am Rande dieses Sees gelegen. Von der Größe der letzteren zeugt der Umstand, daß deutliche Ueberreste von Viberbauten in einem Abstände bis zu 100 Meter von der Hauptkolonie angetroffen wurden. Hinsichtlich des ungefähren Alters der Ueberlassung lassen sich aus verschiedenen geognostischen Merkmalen bestimmte Rückschlüsse ziehen, die auf einen Zeitraum von etwa 3000 Jahren hinweisen. Besonders wichtig erscheint hierbei die Feststellung, daß sich unter dem Baumaterial Ueberreste des Haselstranges befinden, dessen Vorkommen nach vergleichenden Ermittlungen der ersten Laubholzperiode des nördlichen Skandinaviens angehört, derselben Zeit, als mächtige Eichenwälder sich an der gesamten botnischen Küste entlang bis zur Mündung des Dalefss ausdehnten. Auf der anderen Seite kommt in Betracht, daß sich unter dem Baumaterial außer Eiche und Birke auch zwei Koniferenarten vertreten finden. Letzterer Umstand beweist, daß die Kolonie einer Uebergangsperiode angehört, da insbesondere die Spezies Pinus silvestris den Grenzpunkt zwischen dem älteren Laubholz- und jüngeren Koniferenalter darstellt. Die menschlichen Bewohner der skandinavischen Halbinsel standen zu jener Zeit auf der Entwicklungsstufe des neolithischen Steinalters, wie sich aus anderen, der gleichen Periode entstammenden Höhlenfunden ergibt — d. h. soweit sich überhaupt von einer zusammenhängenden Besiedlung sprechen läßt. Nach dem augenblicklichen Stande der prähistorischen Kunde muß nämlich angenommen werden, daß große Strecken der skandinavischen Erde in jenen Zeitaltern überhaupt unbewohnt gewesen sind, und daß die vorhandenen Siedlungen sich in durchaus spontaner Verbreitung fast ausschließlich auf die Küste beschränkten. Auffällig erscheint in diesem Zusammenhange, daß man Ueberreste von prähistorischen Viberbauten seither nur in sehr geringer Ausdehnung auf die Spur gekommen ist. Die betreffenden Funde erstrecken sich ausnahmslos auf das mittlere Schweden (Merike,

Dalsarne, Sörmland, Uppland), während die südlichen Landesteile bisher völlig leer ausgegangen sind. Es scheint hiernach angenommen werden zu dürfen, daß die Verbreitung des Viber schon zu jener Zeit eine verhältnismäßig begrenzte gewesen sein muß, oder auch, daß es sich die menschlichen Verfolger allzu ausgiebig haben angelegen sein lassen, unter den vielbegehrten Pelztträgern aufzuräumen. Hiernach lag vielleicht um so größere Veranlassung vor, als die allmähliche Besiedelung des Landes vorzugsweise an den zum Meere führenden Wasserläufen erfolgte, somit in einer lokalen Umgebung, die geradezu zu einer systematischen Verfolgung herausfordern mußte, bei welcher dem Geschlechte derer von Laster nach dem natürlichen Laufe der Dinge die Rolle des schwächeren Partners zugewiesen war.

Gemeinnütziges.

Die richtige Reife aller Früchte ist für ihren Wohlgeschmack von größter Wichtigkeit; die meisten Früchte lassen den Reifezustand leicht erkennen, nur der Kürbis gibt in dieser Hinsicht der Hausfrau ein Rätsel auf, dessen falsche Lösung um so fataler ist, als gerade beim Kürbis der Geschmack im unreifen Zustand fade ist. Vor Anfang, meist aber erst Mitte September ist auch der Frühkürbis nicht reif; am deutlichsten ist die Reife am Stiel wahrzunehmen, der sich verfärbt, während die Rippen demnach auch die Fruchtjahre ein andres Aussehen an, sie wird härter, bei grünen Sorten gelblich, bei gelben Arten dunkelfarbiger. Dies ist der richtige Zeitpunkt zur Verwertung der Kürbisse, die sich allerdings an luftigem, trockenem Orte jetzt noch einige Wochen halten, am besten aber sofort verwandt werden.



Die „perfekte“ Köchin. Bei einer Hamburger Familie war, wie ein Berliner Blatt zum Besten gibt, ein biederes Landmädchen in Dienst getreten, das sich redlich bemühte, die volle Zufriedenheit der Herrschaft zu erwerben. Es ging auch alles gut, wie man es von einer Einfalt vom Lande verlangen konnte. Nur in einem Stücke konnte „Triene“ es ihrer Frau gar nicht recht machen. Die Eier waren stets entweder zu hart oder zu weich gekocht. Und doch stand in der Küche ein wunderhäuscher Eierkocher, auf den das Mädchen wiederholt von der Hausfrau aufmerksam gemacht worden war. Endlich aber riß dieser die Geduld. „Daß Du mit heute aber nicht vergißt, die Eier mit dem Eierkocher zu kochen!“ ermahnte sie eines Abends in strengem Ton ihren dienstbaren Geist. Als sie nun nach einiger Zeit in die Küche trat, um sich davon zu überzeugen, ob man ihrem Befehle auch nachkomme, fand Triene mit rotem Kopf wie angewurzelt am Herd, den Blick unausgesetzt auf den Topf mit siedendem Wasser gerichtet; der Eierkocher aber war nirgends zu sehen. „Aber Katherine,“ herrschte die Gebieterin sie an, „wo hast Du denn wieder den Eierkocher?“ — „Madam,“ antwortete jene in weinerlichem Tone, „Se hebbt mi ja seggt, it schall de Eier mit'n Eierkaker kaken (kochen), um mi heidw it dat Dings ja of glik mit de Eier in enen Pott up't Feuer sejt't (in einem Topf auf das Feuer gesetzt).“



Der größte Gletscher der Schweiz. Eine interessante Berechnung über die Ausdehnung des größten Gletschers der Schweiz hat Prof. A. Heim in Zürich gemacht. Der Eisstrom des Aletsch-Gletschers soll nach seiner Schätzung, von der Firmlinie abwärts gemessen, ein Volumen von 10 800 000 000 Kubikmetern haben. Um einen Begriff von dieser Masse zu erhalten, versuche man, sich eine Linie von der Länge eines Erdquadranten (10 000 000 Meter) zu denken, in welcher in ununterbrochener Reihe Eisblöcke von haushoher Größe sich folgen, oder: der Erddurchmesser beträgt annähernd 1720 geographische Meilen, der Äquator demnach 5400 geographische Meilen — etwa 40 000 000 Meter. Man könnte demnach auch den größten Eisumfang mit einem Eisring umspannen, dessen Querschnitt gegen 270 Quadratmeter wäre. Vom Gorner-Gletscher, dem zweitgrößten der Schweiz, wurde einst ausgerechnet, daß man aus ihm drei Städte von der Größe Condens mit massiven, haushoher Eisklöben erbauen könnte.